

# Gruss an Karlheinz Deschner

Autor(en): **Polybios**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **42 (1959)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410887>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Gruß an Karlheinz Deschner

Manche wichtige oder erfreuliche Begegnung in unserem Leben kündigt sich lange vor ihrem Eintreffen bei uns an, oftmals unbemerkt oder doch nicht in ihrem vollen Range gewürdigt. Meine Bekanntschaft mit *Karlheinz Deschner* reicht etwa ein Jahr zurück: Da las ich einmal im Samstag-Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ) die Besprechung einer literarischen Streitschrift über «Kunst, Konvention und Kitsch». Der Autor dieser Rezension war niemand anders als der Feuilletonredaktor der NZZ selber; der Mann gab sich außerordentliche Mühe, Deschners Anliegen herabzusetzen, seine Urteile als Verallgemeinerungen hinzustellen und dergleichen mehr. Die in diese Polemik eingestreuten Zitate Deschners jedoch schienen mir weitaus überzeugender zu sein als die polemischen Bemühungen seines Rezensenten. Da ich den Geschmack des Mannes kenne (und in keiner Weise zu teilen vermag), habe ich mir die Gewohnheit gemacht, mir jene Bücher, die sein Mißfallen erregen, als «lesenswert» zu notieren. Dabei blieb es auch mit Deschners Streitschrift; es bedurfte dann noch eines weiteren Anstoßes, indem ein Schüler von mir sich begeistert über das Büchlein aussprach, und dann war es so weit, daß ich es selber in die Hand nahm. Um das Resultat der Lektüre vorwegzunehmen: ich bin derart davon begeistert, daß ich es Satz für Satz bejahe und den tiefen Wunsch hege, man möchte es zur obligatorischen Lektüre aller Literaturstudenten machen. Deschner versteht die Kunst des «guten Lesens» wie nur wenige: er ist ein Wünschelrutengänger im Gefilde der Literatur, und seine Rute schlägt immer aus, wenn ein Autor wässerig zu werden beginnt. Es ist ein hohes Vergnügen, diesem literarischen Staatsanwalt zuzuhören, der die (gegen Geschmack und Echtheit kriminellen) Autoren vors Gericht der Kunst und Humanität bringt: sein Plädoyer ist kämpferisch, angriffslustig, tapfer, klug und sozusagen immer gerecht. Er hat den Mut zu einer Offenheit, die sich nirgends

vor dem Urteil der Menge beugt; er ist ein Arzt ohne Narkotika, und ob er sich unter den Patienten, die er behandelt, Freunde machen wird, wage ich ernstlich zu bezweifeln. Uns freien Geistern jedoch wird er als Freund und Waffengefährte erscheinen: unsere Dankbarkeit ist ihm gewiß, dafür, daß er ein Kämpfer ist, in dem die Leidenschaft für Wahrheit und Freiheit lebendig in Erscheinung tritt.

Er ist ein Kämpfer kraftvollster Art, der die stärksten Gegner sucht und herausfordert: In einem zweiten Bändchen «*Was halten Sie vom Christentum*» (List Verlag, München, Taschenbuch) hat er an eine Reihe bekannter deutscher Autoren jene Gewissensfrage gestellt, durch die der Freigeist seit Nietzsches die Lauen und Dummen von jenen trennt, die die seltene «Redlichkeit des Erkennens» besitzen. Deschners Sympathie ist offensichtlich bei jenen Gewährsmännern, die dem Christentum sein Sündenregister aufzählen und ihm den Grabgesang anstimmen; im Rahmen seiner Aufgabe jedoch läßt er auch gläubige Autoren zu Worte kommen, wodurch das Büchlein eine für die Diskussion wertvolle Objektivität erhält. Es ist ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen, in dieser Weise die Religion «diskutabel» zu machen: Freiheit liegt nicht nur in der Verneinung der Unfreiheit; man kann auch Teufel austreiben, indem man sie ins Gespräch zieht — alte Weisheit der Kirchenväter, von Deschner sinnvoll modernisiert.

Und nun liegt uns bereits ein drittes Werk unseres Autors vor: der Roman «*Die Nacht steht um mein Haus*» (List Verlag, München). Das ist das epische Erstlingswerk, denn Deschner ist erst in den Dreißigerjahren, und seine früheren Publikationen, entstanden im Zusammenhang mit einer ausgedehnten Vortragstätigkeit in Deutschland, befaßten sich mit der erwähnten Literaturkritik. Man weiß, daß mitunter die Neigung zur Kritik der eigenen literarischen Produktion im Wege stehen kann: der Kritiker fällt sich selbst immer ins Wort, und er hat Mühe, jenes unbewußte Sich-Gehen-Lassen ins Werk zu

---

Ja, die Angst hat mich geboren; sie wird mich am Leben erhalten. Der Mensch hat Angst vor dem *Schicksal*, von dem er nicht weiß, was es ist. Es ist auch gar nicht zu erklären; es ist einfach das, was kommt, was über den Menschen hereinbricht, an Gutem und Bösem. Das Nichtwissen darüber, das tatlose Erwartenmüssen ist das Zermürbende dabei; man kann nichts dagegen unternehmen. Man ist wie der Flüchtende bei einem Hochwasser: vielleicht ist der Damm, auf den er sich gerettet hat, der, welchen es zuerst wegrißt. Das ist ein innerer Zustand, den der Mensch auf die Dauer nicht aushält. Also *darf* das Schicksal nicht *Zufall* sein, es muß nach einem Plan verlaufen. Ein Plan geht auf einen vorausschauenden Willen zurück, der Schicksalsplan selbstverständlich auf einen höhern, übermenschlichen Willen, und der bin in der Vorstellung des naiven Menschen ich, Gott.

Ich bin aber nicht nur Angstgebilde, sondern auch Wunschgebilde; die Hoffnung hat an meinem Werden und Sein so viel Anteil als die Furcht. Darum glauben die Menschen, daß ich wohlwollend, gütig und gerecht sei und deuten alles, wie ich sie auch behandle, zu meinen Gunsten und zu ihrer Beruhigung aus: *Was Gott tut, das ist wohlgetan*. Das heißt: von Gott aus ist es richtig, und der Mensch hat schließlich einen (vielleicht unerkennbaren) Vorteil davon.

Aber, seltsam — dann traut er dieser Richtigkeit und diesem Vorteil doch nicht ganz. Er *betet*. Und sein Beten ist nicht eitel Preis und Dank, sondern vornehmlich ein Bitten und Flehen, ich, Gott, möge dies oder das zum Guten lenken, dies oder jenes gewähren oder verhüten, Hoffnungen erfüllen, Befürchtungen entkräften, Unmögliches möglich machen, im ganzen: ich möge die Prädestination (Vorausbestimmung) ausschalten, was so viel heißt als: mich korrigieren. Ist das Glaube an meine Allweisheit und an

die ihr entsprechende unfehlbare Planung? Und wäre der Mensch durch mein stimmungsbedingtes Nachgeben nicht erst recht der Willkür ausgeliefert und schlechter, unsicherer dran als beim Zufall?

Aber so weit denkt der Mensch nicht; er sieht nicht ein, daß ich nicht anderes bin als sein Spiegelbild, also menschlich und trotz meiner theoretischen Vollkommenheit mit allen menschlichen Mängeln behaftet: unbeständig, launenhaft, bald hart und unnachgiebig, bald schwach oder gütig, zornig oder milde, rachsüchtig oder langmütig und geduldig, ganz, ganz Mensch. Wie sollte er auch dazu kommen, mich zu erkennen? Er darf mich ja nicht *denken*, er darf mich nur *erfühlen*. Wo das Denken aufhört, da fange ich an.

Die Erfahrung lehrt, daß man unter Menschen durch Bitten, Lobpreisungen, Unterwürfigkeit, Elendsschilderungen viel erreichen, oft harte Herzen rühren kann. Diese Erfahrung wird auf mich Menschengott angewendet. So auch die andere, daß Umstimmungen durch *Gaben* zustande gebracht werden.

Früher müssen mich die Menschen für äußerst barbarisch und nur durch die stärksten Mittel beeinflussbar gehalten haben. Denn sie glaubten, mir nur durch die Hinschlachtung von Tieren und Menschen beikommen zu können. Selbst der sanfte Abraham war zu einem Sohnesopfer bereit. Und dann sollen es doch nicht die Opfer an sich gewesen sein, die mich besänftigten, sondern es war der Bratenduft, der von ihnen aufstieg und meine Nase kitzelte, wie in der Heiligen Schrift zu lesen ist: «Noah aber baute dem Herrn einen Altar, und nahm von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinem Geflügel und opferte Brandopfer auf dem Altar. *Und der Herr roch den lieblichen Geruch* . . .» Daraufhin entschloß er sich, die Erde nicht mehr zu verfluchen um des Menschen willen. Mit zunehmender Kultur haben sich meine Ansprüche verfeinert, wenn auch nicht vergeistigt. An die Stelle der Blut- und Brand-

setzen, das irgendwie auch zum schöpferischen Prozeß gehört. Deschner ist in der glücklichen Lage, die Register der kritischen Bewußtheit und des Schöpferisch-Unbewußten mit gleicher Vollkommenheit zu beherrschen; sein Roman ist ein kraftvoller Strom intensivsten Erlebens, das rauscht stellenweise daher wie die Sequenzen in Joyces «Ulysses», die Sätze haben den langen, erstaunlichen Atem der Perioden Prousts, und im Ganzen erstet vor dem Leser das psychologisch hochinteressante Experiment, die Gedanken einer Nacht mit einem Lebenslauf zu verbinden, der in diese Nacht einmündet. Vergangenheit ist lebendigste Gegenwart, im Nu der Erinnerung wird alles gegenwärtig, was die momentane Struktur des Bewußtseins bestimmt hat.

Das Buch ist mutig und leidenschaftlich wie kaum ein anderes in der (deutschsprachigen) Gegenwartsliteratur: dieser Monolog des Autors mit sich selbst enthält einen großen Teil der Welt von heute, Rückschau auf das eigene Leben, auf die Epoche des Krieges, des Nationalsozialismus usw. Deschners unbeschönigende Offenheit verleiht dem Werk eine naturalistische Komponente, die den Verlag zur vorsichtigen Bemerkung veranlaßt, man dürfe es nur «reifen Menschen» in die Hand geben. Wir unsererseits würden gerne beifügen, auch solchen, die reif werden wollen, denn das Buch wird ihnen wertvolle Hilfe leisten. Was die geistige Haltung des Autors anbetrifft, so entnehmen wir sie — nur andeutungsweise — aus seinem Nachwort, worin er sich mit einem Lektoratsurteil auseinandersetzt. Hier gibt es Sätze, die einen guten Klang haben; wir wollen sie gerne vollinhaltlich zur Kenntnis geben. Da heißt es u. a.: «Denn seit zweitausend Jahren, das kann wohl nicht bestritten werden, ist es nirgends auf der Welt unmenschlicher zugegangen als im christlichen Abendland. Ich behaupte nicht, daß das Christentum die Wurzel des Uebels ist — das ist es ‚nur‘ im Hinblick auf die barbarische, gefühllose und eiskalte Einschätzung und dementsprechende Behandlung des

Tieres, was in meinen Augen schon ausreicht, den Stab über das Christentum zu brechen — ich behaupte nur, daß das Christentum den europäischen Menschen nicht besser, nicht edler, nicht menschlicher gemacht hat, daß es versagt hat. Es wird hoffentlich niemand einwenden, daß ohne Christentum die europäische Geschichte vermutlich noch chaotischer verlaufen wäre. Denn erstens bleibt das eine Hypothese und zweitens gewinnen wir, wie schon angedeutet, keinesfalls beim Vergleich mit der Geschichte nichtchristlicher Völker in den letzten zwei Jahrtausenden. Und deshalb: lieber eine nichtchristliche, eine gottlose Welt, in der es menschlicher zugeht, als eine Welt, die ihren Gott auf den Lippen trägt und sich dabei wie der Teufel aufführt. Das ist meine Einstellung in punkto Religion. Vergleichen Sie dazu das wunderbare Musil-Wort: Ich glaube nicht, daß Gott da war, sondern daß er erst kommt, aber nur wenn man ihm den Weg kürzer macht als bisher. — Aber diese Haltung werden die christlichen Kritiker mit ihrem Lieblingsschlagwort Nihilismus denunzieren, sie werden sie befeuern, während sie in Wirklichkeit positiver ist als das meiste, was heute vom Christentum praktiziert wird.

Ich bekenne mich zunächst einmal zu einer Welt, frei von Phrasen, d. h. ich achte keine Institutionen, deren Praxis ihren Theorien fortwährend ins Gesicht spuckt. Und dann bekenne ich mich zu einem Menschentum, das gut ist um des Guten willen, zu einer Hilfe für den anderen, die als einzigen Lohn dem Helfenden das Bewußtsein gibt, geholfen zu haben: keine Hoffnung auf Belohnung nach dem Tod — wozu? Das scheint mir eine saubere, einwandfreie Haltung zu sein. Hände aber, die sich mit menschlichem oder tierischem Blut beschmutzen und dann in Weihwasserkessel senken, Mündler, die beten, die Toleranz und ‚Liebet eure Feinde‘ predigen und im stillen schon zu einem neuen Kriegszug hetzen, Staatsmänner, die in Gotteshäuser gehen und dann vielleicht den Startschuß zum großen Schlachtfest geben, Kirchen, die ihre Geistlichen zum

---

opfer ist das *Geldopfer* getreten, sei es als Peterspfennig, als Ablaß, für die armen Heidenkinder, für die armen Seelen im Fegefeuer, für Kirchenbauten oder zu andern frommen Zwecken.

Daß du betest und opferst, *ist dein Schicksal*, gehört wenigstens dazu. Denn daraus geht hervor, daß du mich für ein wirkendes Wesen hältst, mich nicht erkannt hast als das, was ich in der Tat bin: ein Trost-, Hoffnungs- und Wunschbild in deinem Kopfe, also ein Phantom. Und diese Unkenntnis bringt dich in ein schiefes Verhältnis zum Leben.

Und abermals ist es dein Schicksal, daß du mich nicht erkennst als *den Willen derer, die dich so haben wollen, wie du bist*: gläubig, unterwürfig, geängstigt, mit dem heißen Anbeterblick nach oben. — Ich klage dich nicht an, kleiner Mann, weil du eine Marionette im Schicksalsspiel der Mächtigen bist; man hat dich so gekniet seit Jahrtausenden; du bist nicht von heute, du stammst aus einem uferfernen Ehemals.

Und *ich bin* — das weißt du auch nicht — *der Popanz der Mächtigen* weltlicher und geistlicher Herkunft, hinter dem sie sich verstecken, wie man sich hinter einer Maske versteckt. Denn es könnte sein, daß du eines Tages nicht mehr an sie glaubtest, weil sie auch nur Menschen sind. Aber an mich, den Nie-irrenden und Unbeirraren, den Fernen, Unsichtbaren im mystischen Nebeldunst, glaubst du. Und dieser Glaube ist der Umweg zum Glauben an die irdischen Mächtigen, die dir sagen, daß sie meinen Willen kennen und von mir als Vollstrecker meines Willens ein- und über dich gesetzt worden seien. Aber es ist ihr eigener Wille, den sie dir aufschwätzen, und es sind ihre eigenen Zwecke, für die du dich aufopferst. (Ich muß dir das zum wiederholten Male sagen, denn die Wahrheit geht einem nicht leicht ein, sie ist ein zu bitterer Heiltrank.)

Doch nicht nur von außen wird dein Schicksal geformt, kleiner Mensch, *du selber* bist daran beteiligt, und zwar gerade dadurch,

daß du es als göttliche Fügung hinnimmst. Das lähmt deine Entschluß- und Tatkraft. Gegen Gott kommt man ja doch nicht auf, auch wäre es Sünde, es zu wollen, und schließlich hinkt erst noch der fatale Trost hinzu, was Gott tue, das sei wohlgetan und müsse schließlich zu einem guten Ende führen, wenn auch erst drüben in der besseren Welt, wenn man als fühlendes, denkendes, bekümmertes, leidendes Erdenwesen aufgehört hat zu sein.

Zwar — auch das muß gesagt sein — spiele ich als Gedanke Gott sehr oft nicht diese Schicksalsrolle. Im allgemeinen bin ich Sonntags- und Feiertagsgott, Erziehungsbeihilfe, werde als rednerische Floskel mißbraucht, gehe aber in den Geschäften des Alltags unter. Wenn es sich um Preis und Lohn, Vorteil oder Nachteil, Haben oder Soll handelt, sinnt man nicht darüber nach, was der liebe Gott dazu sagen würde, man ist Realist vom Wirbel bis zur Sohle.

Ich, Gott (wenn ich wäre!), könnte eigentlich erleichtert sein, daß ich wenigstens im Tagesgetriebe kaum eine Rolle spiele, abgesehen von den Unglücksfällen, die nach meinem unerforschlichen Ratschluß geschehen, wie man in Todesanzeigen lesen kann. Leider aber darf ich meinen geringen Anteil an des Tages Handel und Wandel nicht als Zeichen der Auflösung, der Erlösung von meiner Scheinexistenz deuten. Ich sitze zu fest in meinem verborgenen Bau, meinem Malepartus, *Unterbewußtsein* genannt, und ich verrate, unfreiwillig, mein Dasein dadurch, daß ich oft am sprachlichen Höhlenausgang als Ausruf der Ueberraschung, des Erschreckens, der Erleichterung usw. erscheine, selbst bei Menschen, die wännen, mich gründlich ausgeräuchert zu haben. Ich heiße dann: Du lieber Gott! Ach Gott! Um Gottes willen! Gottogott! Gott sei Dank! Vielleicht erscheint noch häufiger der Name meines Sohnes in magischen Formeln. Nein, ich bin noch nicht auf dem Aussterbeetat, oherjeh!!

Segen in die Reihen uniformierter Mörder schicken: das alles ist mir widerlich, eine Welt, reif zum Untergang.»

Lieber und verehrter Karlheinz Deschner! Du hast recht, daß die Welt reif zum Untergang ist, aber ich möchte mich doch darin zu ihrem Anwalt machen, daß ich — wenn Sodom und Gomorrha durch das Unmaß ihrer Sündhaftigkeit den alten und so leicht erzürnbaren Jehova erbitterten — doch auf einige Gerechte hinweisen kann, die das Leben lebenswert machen und die auch eine Hoffnung für die Zukunft sind. Da bist Du selber in der vordersten Reihe zu nennen: wenn Du weiterhin hältst, was Du mit Deinen bisherigen Werken versprochen hast, so wirst Du an uns treue und dauerhafte Leser haben. Wir hören Dein Wort und Deine Stimme, wir spüren daraus die Herkunft von gleichen «Ahnen» wie dem «großen Friedrich» (natürlich meinen wir Nietzsche!) und manchen anderen, die die Fackel des Geistes in Jahrhunderten der Unvernunft vor dem Erlöschen bewahrt haben. Du selber erscheinst uns als ein Fackelläufer, der die trübe Dämmerung unserer vom Faschismus verödet zurückgelassenen «abendländischen Welt» zu erhellen versucht: wir grüßen Dich über die räumliche Distanz hinweg und tragen Dir eine Gemeinschaft im Geiste an, mit deren Annahme Du uns freuen wirst.

Ich grüße Dich herzlich und wünsche Dir, nach altem Krieger-Brauch «Viel Feind' und viel Ehr'!»

Polybios

---

Die Preise der im vorausstehenden Beitrag genannten, im Paul List-Verlag, München, erschienenen Bücher sind die folgenden:

Karlheinz Deschner. «Kitsch, Konvention und Kunst». Eine literarische Streitschrift. 177 Seiten. = List-Bücher, Nr. 93. Preis Fr. 2.20

Karlheinz Deschner. «Was halten sie vom Christentum?» 18 Antworten auf eine Umfrage. 142 Seiten. = List-Bücher, Nr. 105. Preis Fr. 2.50.

Karlheinz Deschner. «Die Nacht steht um mein Haus». 156 Seiten. Ganzleinen. Preis Fr. 10.10.

Demnächst erscheint:

Karlheinz Deschner. «Florenz ohne Sonne». 144 Seiten, Ganzleinen. Preis Fr. 11.20.

---

## Qualität oder Quantität?

Es handelt sich um die Frage der Gewinnung von Mitgliedern für freigeistige Organisationen. Soll man «Masse» anstreben oder es bei einem Zirkel «Auserwählter» bewenden lassen?

Die Frage in dieser Zugespitztheit besteht für uns in der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz nicht, ja auch die Titelfrage nicht. Worauf wir ausgehen, ist: Qualität *und* Quantität.

Die beiden Begriffe sind keine Gegensätze; die größere Menge braucht nicht minderwertig, die kleinere keine Elite zu sein. Das trifft für Waren und für Menschen zu. Es ist möglich, daß unter einer größeren Zahl von Menschen verhältnismäßig mehr «Qualität» zu finden ist als unter einer kleineren, wie auch umgekehrt; der Zufall spielt hierin eine große Rolle.

Was ist überhaupt «Qualität»? Darauf gibt es keine einheitliche Antwort. Für die Kirche ist es der fromme Beter, der von keinen Zweifeln angekränkelte Gläubige, der eifrige Besucher des Gottesdienstes. Diese scheinen nicht mehr sehr häufig zu sein, wie man dann und wann von kirchlicher Seite hören kann.

Doch schadet dies den Kirchen vorläufig noch nicht gar viel, denn ihre Stärke liegt in der *Quantität*. Die Kirchen lesen nicht aus; sie nehmen den Säugling auf und behalten den Menschen bis zu seinem Tode in ihrem Verbands, möge er glauben oder nicht und als Mensch so oder anders sein. Das ist klug, denn Masse ist Macht.

Die freigeistigen Verbände haben es nicht so bequem; sie müssen um Mitglieder *werben* und sind darauf angewiesen, ob erwachsene, reife Menschen sich für oder gegen sie entschließen. Und nun fragt es sich, ob sie bei ihrer Werbung mehr auf Qualität oder auf Quantität halten sollen. Die Antwort ist schon gegeben: Sowohl, als auch — aber doch mit dem größeren Gewicht auf Qualität, obwohl gerade sie, diese verhältnismäßig kleinen Verbände, alle Ursache hätten, der Quantität den Vorzug zu geben.

Unter Qualität verstehen wir in der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz aufgeschlossene, denkende und charaktervolle Menschen, die ihre Welt- und Lebensanschauung aus dem Material aufbauen, das die reale Welt des Seins vor ihnen ausbreitet und die die ethischen Forderungen aus den Notwendigkeiten des menschlichen Zusammenlebens herleiten. Menschen dieser Art für uns zu gewinnen, darauf gehen wir aus, dazu die andern, die erst am Aufhören sind und wünschen, mit dem freigeistigen, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen aufgebauten Gedankengut und der im Leben begründeten Ethik bekannt zu werden. Das sind die Menschen, die für uns in Betracht kommen, in erster Linie als «Qualität», in zweiter selbstverständlich auch als zahlenmäßige Stärkung unserer Körperschaft, die im öffentlichen Leben wie im Innendienst um so leistungsfähiger wird, je mehr sie an «Quantität» im angedeuteten Sinne zunimmt.

Wie aber sollen wir sie für uns zu gewinnen suchen, allerwenigstens ihre Aufmerksamkeit auf unsere Organisation lenken? Die Mittel müssen dem Zweck entsprechen, das heißt in diesem Falle: An denkende Menschen müssen wir in einer sie ansprechenden Art gelangen. Wir tun es durch Vorträge, aufklärende Literatur, Verbreitung unserer Monatsschrift und durch hinweisende Inserate in Tageszeitungen. Leider sind uns der Textteil der Tagespresse und das Radio verschlossen; hier beherrscht die Kirche das Feld. Hingegen lassen wir uns auf sektiererisches Gebaren, als was wir den Straßenvertrieb von Flugblättern und sogenannte Briefkastenaktionen ansehen, nicht ein. Auch die Vorführung attraktiver Filme, die mit unserer Weltanschauung nichts zu tun haben und nur geboten werden, um einen Saal mit Leuten zu füllen, denen hernach Propagandamaterial in die Hand gedrückt wird, gehört nicht zu den Propagandamitteln, die wir gutheißen können. Wir bezweifeln nicht, daß durch diese größere «Streuung» ein größerer quantitativer Erfolg erzielt werden kann und daß sich unter dem Zuzug auch Menschen von Qualität in dem angedeuteten Sinne befinden können. Aber die Gefahr liegt doch nahe, daß durch solche unbekümmerte Werbung um die «Masse» Leute zu einem freigeistigen Verband stoßen, die vom Freidenkertum eine allzu primitive Auffassung haben, oder die die Organisation dazu benützen, um eine Ideologie in Umlauf zu setzen, die mit dem freien Denken unvereinbar ist.

Daß wir auf Qualität Anspruch machen, ist uns schon so ausgelegt worden, als verstünden wir unter «Qualität» die wirtschaftlich Bessergestellten. Das ist eine bewußte Entstellung der Tatsachen, die wir allein schon mit unserer Mitgliederliste entkräften könnten.

Ich stelle zum Schlusse fest: Die Freigeistige Vereinigung der Schweiz hat es heute besonders angesichts der religiösen Hochflut dringend nötig, an Quantität zuzunehmen; sie kann und will aber trotzdem nicht darauf verzichten, daß Quantität zugleich geistige und charakterliche *Qualität* sei. E. Brauchlin